

Grossbritannien : "Allgemeiner Gesundheitszustand befriedigend"

Autor(en): **Tyler, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **50 (1970-1971)**

Heft 4: **Presse in der Krise? : ein internationaler Querschnitt**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162484>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Grossbritannien: «Allgemeiner Gesundheitszustand befriedigend»

PAUL TYLER

Umstrittene Lagebeurteilung

Bekanntlich werden die «Zeitungsmacher» auf der ganzen Welt nicht müde, sich in Selbstbeobachtungen zu ergehen, sich gleichsam den eigenen Puls zu fühlen und sich über ihren Gesundheitszustand Sorgen zu machen. Immer wieder prophezeiten Presseleute eine unmittelbar bevorstehende Katastrophe, die dann aber doch nie eintrat. Man darf es deshalb dem Zeitungsleser nicht verargen, wenn er der Meinung ist, die notorischen Presse-Hypochonder machten auch heute wieder in übertriebener Schwarzseherei.

In Grossbritannien erfreut sich der «Patient» gesamthaft gesehen doch noch recht guter Gesundheit. Im letzten Jahrzehnt verlor die britische Presse nur *eine* Zeitung von nationalem Rang, den «News Chronicle», und dabei besteht erst noch Grund zur Annahme, dass nicht einmal dieses Blatt hätte eingehen müssen. Der «Guardian», früher eine Regionalzeitung mit Schwerpunkt in Manchester, hat sich jedenfalls gut entwickelt und einen Platz unter den grossen Tagesblättern des Landes errungen. Vergleicht man die englischen Zeitungen auf allen Stufen mit den entsprechenden kontinental-europäischen und amerikanischen Presseerzeugnissen, so schneiden sie recht gut ab. Sie machen einen sehr lebendigen Eindruck und haben weder das etwas langweilige und trockene Aussehen der übrigen europäischen noch die überladene Pomphaftigkeit mancher amerikanischer Blätter. Auch kann der englische Leser seine Zeitungen zu einem verhältnismässig bescheidenen Preis erstehen: Die teuersten Tageszeitungen, die «Times» und der «Guardian», kosten neun bzw. acht Pence; der «Daily Telegraph», «Daily Mail» und «Daily Express» kosten sogar nur sechs Pence. Wegen den steigenden Druck- und Papierkosten sahen sich in den letzten Monaten die «Sun» und der «Daily Mirror» gezwungen, den Verkaufspreis ebenfalls auf sechs Pence zu erhöhen. Der «Daily Sketch» hingegen versucht, den Wettbewerb mit seinen unternehmungslustigeren Konkurrenten zu bestehen, indem er immer noch an einem Verkaufspreis von fünf Pence (rund zwanzig Rappen) festhält. Angesichts der Mannigfaltigkeit und Lebensfähigkeit der britischen Zeitungen erstaunt es nicht, dass sich der Leser fragt, wieso man

soviel Aufhebens um das Zeitungswesen macht. Warum jammern die englischen Pressegehaltigen unaufhörlich über die sogenannte «Zeitungskrise»?

Wacklige Stühle

Ein Grund für ihr Unbehagen könnte darin liegen, dass die persönliche Stellung eben dieser Leute recht unsicher ist. Im Jahr 1969 war das Publikum Zeuge eines langen und erbitterten Ringens zwischen dem Verleger und Labour-Abgeordneten Robert Maxwell und dem australischen «Zeitungskönig» Rupert Murdoch um die kläglich dahinvegetierende «Sun». Nachdem die beiden Rivalen einander mit derben Schlägen zugesetzt hatten, ging schliesslich Murdoch als Sieger aus dem Zweikampf hervor.

Unmittelbar vor der Auseinandersetzung zwischen Maxwell und Murdoch hatte die mächtige International Printing Company versucht, die «Sun» zu stützen. Trotz der enormen Geldmittel und aller Fachkenntnisse, welche sie zur Verwirklichung ihres Sanierungsprojektes einsetzen konnte, scheiterten ihre Bemühungen kläglich, und Cecil Harmsworth King wurde kurzerhand aus seiner einflussreichen Stellung an der Spitze dieses Unternehmens entlassen. Man fragt sich deshalb, welche kommerziellen oder personellen Beweggründe Maxwell und Murdoch veranlasst haben könnten, ihren erbitterten und von persönlichen Verunglimpfungen nicht freien Kampf um den Besitz der «Sun» aufzunehmen. Die Tatkraft und Rücksichtslosigkeit, welche sie dabei entfalteten, lässt doch gewiss darauf schliessen, dass der in Aussicht stehende Siegespreis viel verlockender war, als es die unverbesslichen Schwarzseher jeweils wahr haben wollen. Ein weiteres Vorkommnis aus jüngster Zeit zeigte, wie gefährdet die Stellung von Persönlichkeiten an der Spitze der einzelnen Zeitungsunternehmen in der Tat ist. Kürzlich bekam nämlich der leitende Redaktor der «News of the World», einer Sonntagszeitung, die sich auf pikante Hofaffären spezialisiert hat und mit einer Auflage von nicht weniger als sechs Millionen Exemplaren brilliert, den Laufpass. Auch bei dieser Entlassung hatte Murdoch seine Hand im Spiel. Heute gilt es als ausgemachte Tatsache, dass der Stuhl eines jeden Redaktors eine recht wacklige Sitzgelegenheit ist. Selbst Leuten in den Spitzenpositionen der Presseimperien, die an den Hebeln der Macht stehen und sich völlig sicher fühlen, kann es passieren, dass sie von heute auf morgen vor die Türe gestellt werden. Dies gilt besonders auch für den einst einflussreichen und seit einiger Zeit vom Pech verfolgten Presseemann Cecil H. King.

Einschneidende Veränderungen im Informationswesen insgesamt

Zweifellos befand sich die britische Presse in den letzten Jahren in einer schwierigen Phase ihrer Entwicklung. Sie musste sich nach den neuen Ge-

gebenheiten ausrichten, wollte sie den anspruchsvollen Wettbewerb gegen das Fernsehen bestehen. Damit ein grosser und leistungsfähiger Redaktionsstab unterhalten werden konnte, musste das Inseratengeschäft genügende Einnahmen abwerfen. Wollte man freilich diese Umstellungsphase als «Krise» bezeichnen, so hätte diese praktisch ununterbrochen seit 1945 bestanden. Nun hat aber das Presseschiffchen die heftigen Stürme von 1966/67 glücklich überstanden, und man darf mit gutem Grund behaupten, dass es sich heute in relativ ruhigen Gewässern bewegt.

Auch wenn die Umstellungen im Informationswesen im Verlauf des letzten Jahrzehnts nur schrittweise erfolgten, so waren sie gesamthaft gesehen doch sehr einschneidend. 1970 bedienen sich 85 Prozent der Bevölkerung Grossbritanniens des Fernsehens als der wichtigsten Quelle für politische Informationen. Vorbei sind die schönen Tage, da der Zeitungsleser sich für die Richtigkeit einer Nachricht verbürgen konnte, indem er einfach erklärte, er habe sie «in der Zeitung» gelesen. Vorbei sind auch die Tage, da die Zeitungsmagnaten – Lord Northcliffe, Lord Rothermere und Lord Beaverbrook – gestützt auf ihre Presseimperien wirkliche Macht ausüben konnten. Die einzige mit den früheren Pressegevaltigen vergleichbare Persönlichkeit an der Fleet Street, Lord Thomson, ein freundlicher Kanadier ohne besonderen politischen Ehrgeiz, verweist heute mit Stolz auf die Unabhängigkeit, welcher sich die Redaktoren seiner überaus zahlreichen und in allen Teilen der Welt erscheinenden Tages-, Wochen- und Abendzeitungen erfreuen. Die Veränderungen, denen die beiden Paradeponies aus seinem Stall, die «Times» und die «Sunday Times», unter seiner Aufsicht unterworfen wurden, betrafen nicht den politischen Gehalt, sondern die äussere Aufmachung.

Beide Zeitungen möchte ich als gute Beispiele für die heute vorherrschenden Tendenzen bezeichnen. Beide haben sich auf «gründliche Information» spezialisiert. In längeren Artikeln gehen sie auf Hintergrund und Bedeutung der Ereignisse ein und verzichten darauf, mit den übrigen Nachrichtenmedien auf dem Gebiet all der zahlreichen und oft unwesentlichen Tagesaktualitäten zu wetteifern. Beide beanspruchen seit der Umstellung den Leser auch rein zeitlich mehr als früher. Die sachkundig kommentierenden Artikel und detaillierten Analysen – besonders die Beiträge der «Insight»-Mitarbeiter der «Sunday Times» – liessen die genannten Zeitungen rein umfangsmässig beträchtlich anschwellen. Zudem begannen auch Ableger der Stammblätter zu erscheinen, etwa in Form von Wochendbeilagen, Geschäftsteilen oder Farbbeilagen. Mag nun die Zeitungslektüre zu einer recht anstrengenden Beschäftigung geworden sein, so steht doch dem Leser eine reiche Fülle von Lesestoff in sehr ansprechender und lebendiger Aufmachung zur Verfügung. Dank der Entwicklung billigerer Farbdruckverfahren präsentiert sich heute das britische Zeitungsangebot in seiner Gesamtheit einladender als je zuvor. Das neue Image der hier genannten Zeitungen und ihr darauf zurück-

zuführender Erfolg bilden keineswegs Sonderfälle, sondern sie illustrieren deutlich die Veränderungen im Pressewesen überhaupt.

Offensichtlich verfolgen die Zeitungen heute wesentlich andere Ziele als früher. Die Priorität gebührt nicht mehr den allerneuesten, durch Bildmaterial ergänzten Nachrichten. Vielmehr bemühen sie sich, die Informationen in leicht verarbeiteter Form darzubieten, die Aufmerksamkeit des Lesers auf diese Weise zu gewinnen, ihn aufzuklären, zu unterhalten und zu amüsieren. Manche Zeitungen haben sich den gewandelten Bedürfnissen angepasst und gerade dadurch ihre Auflage und ihren Einfluss zu steigern vermocht. Das Fernsehen, weit davon entfernt, im Alleingang das Informationsbedürfnis des Publikums befriedigen zu können, hat in mancher Beziehung das allgemeine Interesse gefördert. Man möchte heute über die Ereignisse in der weiten Welt Bescheid wissen und auch etwas über deren Hintergründe und Ursachen erfahren. Sowohl die «Times» als auch der «Guardian» sind erfolgreich in neue Leserschichten vorgestossen. Während sie sich früher fast ausschliesslich nach den Bedürfnissen ihrer angestammten Leserschaft – der relativ kleinen Gruppe gesellschaftlich privilegierter Leute und der Bildungselite – ausrichteten, vermögen sie jetzt viel breitere Kreise anzusprechen. Insbesondere der «Guardian» gilt als die einzige «seriöse» Zeitung, welche sich in Sachen Genauigkeit, Lesbarkeit und Qualität der Kommentare erfolgreich mit der «Times» messen kann. Dank seiner neuen Aufmachung und Zielsetzung war denn der «Guardian» auch in der Lage, die Zahl seiner Leser in den letzten zehn Jahren fast zu verdoppeln.

Politische Gewichtsverlagerungen

Wenn nun auch die Presse, was ihre Verbreitung und ihre finanzielle Lage anbelangt, im Verlauf des letzten Jahrzehnts kaum Terrain eingebüsst hat, so ist doch in ihrer politischen Gewichtsverteilung eine Veränderung eingetreten, die eher Grund zur Beunruhigung gibt. Aus einer kleinen Untersuchung über die politische Richtung der einzelnen Zeitungen, die 1960 unter meiner Leitung in Oxford durchgeführt wurde, ging hervor, dass die verschiedenen Meinungen und Ansichten im grossen und ganzen angemessen zum Ausdruck kamen, und dass die Presse in ihrer Gesamtheit die mannigfaltigen politischen Strömungen des Landes recht gleichmässig widerspiegelte. Der «Daily Mirror» und der «Daily Herald» unterstützten regelmässig, wenn auch manchmal mit gewissen Vorbehalten, die Anliegen der Labour Party. Der «News Chronicle» und der «Guardian» standen ebenfalls links im politischen Spektrum, neigten aber der Liberalen Partei zu. Die «Times» beobachtete eine fast mönchische Neutralität und tendierte, wenn überhaupt, eher etwas nach der anderen Seite hinüber, um auch der

Labour Party, die damals zur konservativen Regierungspartei in Opposition stand, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Dieses Gleichgewicht besteht 1970 nicht mehr. Zwar ist der «Guardian» mindestens der Theorie nach immer noch ein mit der Liberalen Partei sympathisierendes Blatt, aber die «Times» wird heute vom prominenten Konservativen William Rees-Mogg redigiert, und der «News Chronicle» ist eingegangen. Der «Daily Mirror» scheint viel von seinem früheren kämpferischen Eifer verloren zu haben, und die «Sun», die Nachfolgerin des «Daily Herald» seligen Angedenkens, hat sich unter Rupert Murdochs Oberaufsicht von ihrer früheren Bindung an die Labour Party gelöst und steuert einen eigenen Kurs. Immerhin gelangte keines dieser Blätter in die Hände der wortgewaltigen Rechten, deren wichtigste Sprachrohre noch immer der «Daily Telegraph» und der «Daily Express» sind, zwei Zeitungen, die während der Regierungszeit Premierminister Wilsons mit ihrem politischen Bekenntnis nicht hinter dem Berg zurückhielten und neue Rekorde an parteipolitischer Voreingenommenheit aufstellten. Glücklicherweise besteht heute Grund zur Annahme, dass es dem «Guardian» in der Gruppe der anspruchsvollsten und der «Sun» in der Gruppe der eher volkstümlichen Blätter besser als manchen Konkurrenzunternehmen gelungen ist, ihre Stellung im Verlauf der letzten Monate zu konsolidieren.

«Guardian» und «Sun» – zwei Erfolgsblätter trotz allem

Die Erfahrungen, welche die Herausgeber dieser zwei Zeitungen gesammelt haben, könnten für die britische Presse insgesamt bei der Wahl ihres Weges für die siebziger Jahre von Nutzen sein. Beide Blätter sind besonders interessante Beispiele von Patienten, an deren Betten eine lange Reihe von Fleet-Street-Ärzten ratlos die Köpfe schüttelten und erklärten, ihre Leiden verschlimmerten sich stetsfort und seien ganz bestimmt unheilbar.

Der «Guardian», so behaupteten sie, werde die Verpflanzung nach London niemals überleben. Es lasse sich nicht vermeiden, dass er seine angestammte Kundschaft im Gebiet von Manchester verliere; aber ein Fussfassen in dem nach London hin orientierten Lesermarkt werde ihm auch nicht gelingen. Mittlerweile sind acht Jahre verstrichen, und das Blatt lebt und gedeiht. Was seine Auflagezahl und Inserateneinnahmen anbelangt, steht dem Vernehmen nach alles zum besten. Viele Wortführer der öffentlichen Meinung ziehen seinen lebhaften, kecken Stil dem der eher nüchternen und gestrengen «Times» vor. So schätzt beispielsweise die überwiegende Mehrheit der Hochschulstudenten den «Guardian» höher ein als alle anderen Zeitungen.

Immerhin kommt es dem «Guardian» sehr zustatten, dass sich ihm eine

Art von Juniorpartner zugestellt hat, nämlich die «Manchester Evening News», ein Lokalblatt, das jeden Abend in einer räumlich begrenzten, aber sehr dicht besiedelten Region erscheint. Diese Zeitung wirft alljährlich einen sehr ansehnlichen Gewinn ab und ermöglicht es damit dem «Guardian», mit seinen ehrgeizigen Neuerungen in Text und Aufmachung fortzufahren. Gerade diese Tatsache bringt einem wieder einmal zum Bewusstsein, dass die gesamte Leserschaft aller ausserhalb Londons erscheinenden Morgen-, Abend- und Wochenzeitungen viel zahlreicher ist als der Leserkreis der von den Pressegehaltigen der Fleet Street herausgegebenen grossen Morgenblätter. Ich komme weiter unten nochmals auf diesen Sachverhalt zurück.

Auch die Geschichte der erst seit wenigen Jahren erscheinenden «Sun» ist recht aufschlussreich. Der bereits zuvor eingegangene und von fast niemandem betrauerte «Daily Herald», dessen Redaktionsstab und Geschäftsführung tatsächlich eng mit der Labour-Bewegung und dem Gewerkschaftskongress verbunden waren, fühlte sich auch dann noch dem Leitbild des sozialistischen Arbeiters mit seiner sprichwörtlichen Schirmmütze verpflichtet, als dieses durch die Entwicklung schon lange überholt war. Vor sechs Jahren trug man den «Daily Herald» ohne grossen zeremoniellen Aufwand zu Grabe, und die «Sun» nahm seinen Platz ein. Der Aufgang der «Sun» wurde von einem Morgengesang aufwendiger Publizität angekündigt. In der Tat unterschied sich die neue Zeitung deutlich von ihrem Vorgänger. Schon rein äusserlich sah sie anders aus. Sie passte das kleinere und handlichere Format, das schon dem «Daily Mirror» zum Erfolg verholfen hatte, ihren eigenen Bedürfnissen an, bemühte sich um eine rein äusserlich einladende Aufmachung, ohne deswegen den Gehalt des Textteiles allzu sehr zu verwässern. Leider erfüllten sich die hochgeschraubten Hoffnungen nicht ganz. Teilweise war dies darauf zurückzuführen, dass sich der vom «Daily Herald» übernommene Stab von Hilfsredaktoren und freien Mitarbeitern nicht genügend Rechenschaft über Sinn und Tragweite des geänderten Status gab, teilweise auch darauf, dass sich das Blatt selbst nicht darüber schlüssig war, ob es sich gegen den «Daily Mail» und «Daily Express» um die Gunst des breiten Mittelstandes oder gegen den «Daily Mirror» und «Daily Sketch» um die der unteren Klassen bewerben sollte. Die Situation komplizierte sich zusätzlich, als die International Press Corporation Interesse an der Übernahme sowohl der «Sun» als auch des «Daily Mirror» bekundete und es damit beiden Blättern sehr erschwerte, einen von höheren Einflüssen ungehemmten Konkurrenzkampf zu führen.

Mittlerweile hat Rupert Murdoch die «Sun» zu seinem Presseimperium geschlagen und der früheren Unentschlossenheit ein Ende gesetzt. Als er das Blatt 1969 kaufte, hatte seine Auflagezahl einen bedenklichen Tiefpunkt erreicht. Heute gewinnt die Zeitung von Woche zu Woche einige tausend neue Leser und wird aller Voraussicht nach bald wieder die Zwei-Millionen-

Grenze überschreiten. Der frische Konkurrenzwind bläst besonders dem grösseren Rivalen der «Sun», dem «Daily Mirror», recht unangenehm um den Kopf, sah er sich doch gezwungen, mit einer für dieses Jahr fälligen Preiserhöhung für mehrere Monate zuzuwarten, da die «Sun» mit einer Preisunterbietung gedroht hatte. Auch dem «Daily Sketch» ist das neue, herbere Klima alles andere als zuträglich, und er scheint recht kläglich dahinzuvegetieren. Alles in allem genommen hat die «Sun» nun offenbar endlich ein Rezept für den Erfolg gefunden, und es ist wohl bezeichnend, dass sich ihre politische Haltung gleichsam unter dem Stichwort «Die Pest über euch beide» – gemeint sind hier die beiden grossen Parteien des Landes – zusammenfassen lässt. Zu einer Zeit, da sich die britische Wählerschaft über das Gebaren der beiden Hauptparteien in steigendem Masse enttäuscht zeigt und immer weniger Bereitschaft bekundet, sich fein säuberlich in zwei Gefolgschaften einteilen zu lassen, kommt das Erscheinen einer Zeitung, die sich ganz unverhohlen über das kleinliche Parteiengezänk lustig macht, offensichtlich den Bedürfnissen und der Stimmungslage weiter Kreise der erwachsenen Bevölkerung entgegen.

Gute Zeiten für Provinzblätter

Die gesunde wirtschaftliche Lage der Provinzpresse, auf die ich bereits kurz hingewiesen habe, entging nun auch nicht der Aufmerksamkeit ihrer grösseren Londoner Geschwister. Zuerst kaufte die «Daily Mirror»-Gruppe und kürzlich auch der Beaverbrook-Konzern, der Besitzer des «Daily Express», einige lokale Wochen- und Abendzeitungen auf. Bereits zuvor hatte die Thomson-Organisation diesen Weg beschritten, und Woodrow Wyatt, ein anderer Labour-Abgeordneter mit einem ausgeprägten presseorganisatorischen Spürsinn, verwandelte harmlose kleine Lokalblätter in geschickt aufgemachte und attraktive Zeitungen, nicht zuletzt dank Zuhilfenahme neuer Druckverfahren, wie des Webb-Offsetdrucks und einer höchst modernen computergesteuerten Drucktechnik. Den Vorstössen des «Daily Mirror» und des «Daily Express» in die Provinz hinaus lagen freilich nebst den rein wirtschaftlichen auch noch andere Erwägungen zugrunde. Beide wollen nämlich die neuerworbenen Blätter enger an das Stammhaus binden, als dies bei den anderen Konzernen, welche sich ausserhalb Londons auf den Beutezug begeben hatten, der Fall gewesen war. Offensichtlich sind sie nicht nur am finanziellen Gedeihen der von ihnen aufgekauften Lokalzeitungen interessiert. Vielmehr verwenden sie sie auch als Pflanzstätte und Exerzierfeld für vielversprechende junge Journalisten. Eine Anzahl von kleinen Zeitungen in Devonshire und Cornwall, über die ich aus eigener Erfahrung genauer Bescheid weiss, verfügt über einen Stab aussergewöhnlich talentier-

ter junger Reporter, die sich ohne Zweifel dereinst an der Fleet Street einen Namen schaffen werden.

Auch die selbständigen und eher konventionell aufgemachten Provinzblätter erfreuen sich guter Zeiten. Zeitungen wie der «Scotsman», der «Sheffield Telegraph», die «Birmingham Post», der «Western Mail» in Wales und die «Western Morning News» im Südwesten verzeichnen steigende Einnahmen aus dem Inseratengeschäft und befriedigende Auflageziffern. Ihre kleineren Geschwister, die jeweils eine grössere Stadt oder eine dünn besiedelte ländliche Gegend bedienen, zeigen sich fast ebenso glücklich. Ein Zeitungsverleger bekannte mir kürzlich, dass ihm gerade die wachsende Flut von Inserateneingängen nicht geringe Sorgen bereite. Er sehe absichtlich davon ab, sich um neue Inserenten zu bemühen, damit nicht der Textteil seiner Zeitung zugunsten eines erweiterten Inseratenteils gekürzt werden müsse.

Tatsächlich konnten sich gerade auf regionaler Ebene oft neue technische Errungenschaften durchsetzen. Zur Zeit seiner Übersiedelung nach London sah sich nämlich der «Guardian» infolge des Widerstands der Gewerkschaften gezwungen, auf die Einführung eines Faksimile-Schnelldruckverfahrens zu verzichten. Die Provinz- und Lokalpresse hingegen blieb von derartigen Bremsmanövern verschont. Dank ihrer besseren Manövrierfähigkeit, ihrer gesunden Finanzlage und ihrer zeitgemässen Aufmachung vermochten sich diese kleineren Zeitungen gut zu entwickeln. Heute können sie sogar mit den Konkurrenten an der Fleet Street um die Gunst des Publikums wetteifern. Nicht zuletzt ihren Anstrengungen ist es zuzuschreiben, dass sich in vielen Gebieten Grossbritanniens, die sonst allenfalls von den gleichmacherischen Einflüssen des 20. Jahrhunderts überrollt worden wären, ein Sinn für regionale Zusammengehörigkeit und Eigenständigkeit lebendig erhalten konnte.

Im Verlauf der letzten paar Jahre hat das Erscheinen einer neuen Gattung von Zeitungen dazu geführt, dass manche Leute ihre Stirn besorgt in Falten legten: Kleine, mit modernen Lithopressen ausgerüstete Druckereiunternehmen beteiligen sich nun auch am Konkurrenzkampf. Dank genügenden Einnahmen aus dem Inseratengeschäft sind sie in der Lage, ihre kleinen und mit überraschend guter Berichterstattung aufwartenden Lokalanzeiger unentgeltlich abzugeben. Die Verbreitung dieser Gratisanzeiger stellt ein Phänomen dar, das auch mächtige Presseleute mit wachsender Beunruhigung verfolgen.

Kein Grund zu Pessimismus

Wie soll nun, nach einer gründlichen Untersuchung des Patienten, die Diagnose lauten? Das letzte Jahrzehnt brachte für die britische Presse man-

che Schwierigkeiten mit sich. Die Presse sah darin aber auch eine Art Herausforderung, der es tatkräftig zu begegnen galt. Sie hat sich auf allen Stufen und in allen möglichen Formen den veränderten Gegebenheiten und den neuen Bedürfnissen ihrer Leser angepasst. Dabei hat sie beachtenswerte Erfolge erzielt. Bis heute deuten noch keine Anzeichen darauf hin, dass die von der Fleet Street ausgehenden unternehmerischen und finanziellen Konzentrationsbewegungen bedrohliche monopolistische Dimensionen angenommen haben, und der Erfolg der Lokalzeitungen bietet wohl Gewähr dafür, dass der Konkurrenzzeifer unabhängiger Unternehmer auch in der Zukunft für einen frischen Wind im Blätterwald sorgen wird. Heute liefert das Fernsehen eine unabhängige politische Berichterstattung. Damit sehen sich die Zeitungsbarone weitgehend der Möglichkeit beraubt, unbekümmert um die Einflüsse anderer Massenmedien ihre politischen Ansichten zu verkünden und die politischen Nachrichten nach eigenem Gutdünken zurechtzubiegen. Das journalistische, photographische und darstellungstechnische Niveau ist so hoch wie nur je zuvor.

Freilich erheben manche Pessimisten auch heute noch warnend ihre Stimme. Die im Verlauf der schwierigen Jahre vor und nach 1965 zutage getretenen grundlegenden Schwächen – die Abhängigkeit von den schwankenden Inserateneinnahmen, die steigenden Herstellungskosten und der Widerwille der Gewerkschaften, sich mit unumgänglichen technischen Neuerungen abzufinden – liessen sich noch nicht ausmerzen. Dennoch darf man heute mit gutem Grund hoffen, dass es der Zustand des Patienten erlaubt, von einem chirurgischen Eingriff abzusehen und dass er auf ein harmloseres Heilverfahren gut anspricht.

Aushöhlung der Pressefreiheit von innen her?

Zwei Vorfälle aus jüngster Zeit geben allerdings zu Bedenken anderer Art Anlass. Vor einigen Monaten wurde sogar Clive Jenkins, ein ungewöhnlich freimütiger Gewerkschaftsführer, Opfer einer Streikdrohung. Da er nämlich nicht der Nationalen Journalistengewerkschaft angehört, vereitelte das Druckereipersonal des «Daily Mirror» sein Vorhaben, in diesem Blatt regelmässige Beiträge erscheinen zu lassen. Wegen seinen angriffigen, oft rücksichtslosen Stellungnahmen ist Jenkins keine beliebte Persönlichkeit. Aber viele müssen sich doch gefragt haben, ob es richtig gewesen sei, ihm auf diese Weise den Mund zu stopfen. Schliesslich gelang es, den Zwischenfall auf dem Kompromisswege beizulegen. Dennoch hinterliess die Affäre einen bitteren Nachgeschmack. Auch ein weiterer Vorfall mahnt zum Aufsehen: Die für Sommer 1970 angesetzte Cricket-Tournee einer ausschliesslich weissen Mannschaft aus Südafrika hat schon jetzt verständlichen und ge-

rechtfertigten Unwillen hervorgerufen. Das ganze Vorhaben ist in England recht umstritten. Neuerdings haben gar Sportberichterstatter und Druckereipersonal gedroht, die Tournee zu boykottieren und sich zu weigern, auch nur eine einzige Spielreportage erscheinen zu lassen. Ist dies nun wirklich der beste, der wirksamste und der zweckmässigste Weg, einen Polizeistaat blosszustellen?

Grossbritannien ist, gewiss nicht zu Unrecht, stolz auf seine freie Presse. Im Verlauf ihrer Geschichte stiessen alle Drohungen, ihre Freiheit der Meinungsäusserung zu beschränken, auf entschlossenen Widerstand. Noch 1956, als sich die konservative Regierung bemühte, die Kritiker ihres verhängnisvollen Suezabenteuers zum Schweigen zu bringen, wehrte sich die Fleet Street vehement gegen diesen Einmischungsversuch der Politiker. Es wäre eine grausame Ironie, wenn die Pressefreiheit nunmehr von innen her ausgehöhlt werden sollte.

Literatur und Kultur in der Zeitung

FRANÇOIS BONDY

Für «Literatur und Kultur» reserviert die Tageszeitung einen Raum, der einst gesamthaft «das Feuilleton» genannt wurde und auch noch oft wird, und für dessen Verwalter der Titel «Feuilletonredaktor» üblich ist. Am Anfang der Massenpresse war Mittelpunkt des Feuilletons der Fortsetzungsroman, der – wenn Alexandre Dumas oder Eugène Sue der Autor war – auf-lagesteigernd wirkte, Lokomotive war. Damals war eben Literatur das einzige «mass medium» der Unterhaltung. Warum können jedoch auch heute Romane Riesenauflagen erreichen, ohne dass ihr Vorabdruck die Auflage einer Zeitung steigern würde? Die Lesegewohnheiten haben sich offenbar noch mehr verändert als die Substanz der Erfolgsromane – vielleicht weil wir von Film und Fernsehen her gewöhnt sind, jeweils eine massivere Dosis Spannung auf einmal verabreicht zu bekommen und weniger bereit sind, uns kleinweis auf die Folter spannen zu lassen? Vielleicht auch, weil innerhalb der Romane das Geschehen einem andern Rhythmus folgt? Wie immer – das «Feuilleton» ist heute nur zum kleinsten Teil der Stoff selber, zum weit grösseren Teil ist es Auskunft und Wertung, reicht vom Essay, wie ihn unter Tageszeitungen wohl nur die «Neue Zürcher Zeitung» zu drucken wagt, bis